

Auszug aus

DER QUÄKER

MONATSSCHRIFT DER DEUTSCHEN FREUNDE

Juni — September

1948

XXII. Jahrg.

17. (23.) Deutsche Jahresversammlung

der Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker)
vom 24. bis 29. August 1948 in Bad Pyrmont.

	Seite
RICHARD	„Ich fliege!“ („Worte aus der Stille“), Emil Fuchs 273
L. CARY	Deutsche Jahresversammlung 1948, Heinrich Otto 274
	Aus den Botschaften zur 17. Deutschen Jahres-
	versammlung 281
VORLESUNG	Unsere französischen Freunde, Johanna Rieber 285
	Brief von Grete Sumpf an die Deutsche Jahres-
	versammlung 286
1948	Botschaft der Jugend-Konferenz in Ommen 287
	Totentafel 289
	Christliche Erfahrung und politische Verant-
	wortlichkeit: Edward Dousett 290
	Gandhi und wir, Richard Cary-Vorlesung.
	Robert Limburg 295
	personliche Eindrücke mit Gandhi, 1948, einem
	Bericht von Muriel Lester 316
Foto-	Bericht über die Arbeitsgemeinschaft „Christen-
mechanischer	tum und öffentliches Leben“ 318
	Beschlüsse der Unterausschüsse, des Arbeits-
	ausschusses und der Jahresversammlung 322
Nachdruck	Botschaft der Deutschen Jahresversammlung 323
1992	Friedenszeugnis der Deutschen Jahresversamm-
	lung 329
	Dank! Margarete Lachmund 329
	Aus dem Leben der Deutschen Jahresversamm-
	lung und befreundeter Organisationen 331
	Zur Aussprache: Über die Andacht, Margarethe
	Lachmund, Elisabeth Vogel 335
	„Die Kraft der Gültigkeit“, Albert Schweitzer 336

Leonhard Friedrich

Bad Pyrmont, Bismarck

QUÄKERHAUS

Bombergallee 9

W-3280 Bad Pyrmont

Schriftleitung: August Fricke, Kassel-K. L.
Leonhard Friedrich, Bad Pyrmont, Bismarckstraße 37. — Bezugspreis monatlich
DM. 3.50 einschließlich Porto, Einzelnummer 70 Pfg. — Postscheckkonto: 25 261 Han-
nover, Pyrmont Volksbank, Bad Pyrmont. — Veröffentlicht unter Zulassung Nr. 7
der Militärregierung. — Druck: Dörfler, Hann. Münden.

Die hier wiedergegebene Richard Cary-Vorlesung aus dem Jahre 1948 galt lange als vergriffen oder unauffindbar. In Wirklichkeit ist sie wegen der Papierknappheit in der Nachkriegszeit gar nicht gesondert gedruckt, wohl aber im QUÄKER veröffentlicht worden. Dieser Nachdruck ist eine unveränderte Fotokopie, lediglich etwas vergrößert im Interesse besserer Lesbarkeit. Wie alle Richard Cary-Vorlesungen, so beginnt auch diese mit Bemerkungen über Richard Cary, die unten auf dieser Seite ebenfalls in der Fassung von 1948 wiedergegeben sind.

Aus dem Bericht über die Jahresversammlung 1948
von **Heinrich Otto**:

"Robert Limburg, unser holländischer Freund, ein regelmäßiger und immer gern gesehener Gast unserer früheren Jahresversammlungen, hatte die diesjährige Richard Cary-Vorlesung übernommen, deren Thema lautete: "Gandhi und wir." Nach einem umfassenden Lebensbild, in dem er uns das Geheimnis von Gandhis Wirken zu deuten versuchte, beschäftigte er sich mit der Frage: "Was bedeutet Gandhi für uns?" Der Mahatma hat uns ein Vorbild dafür gegeben, Gottes Kraft in der Schwachheit zu erleben. Er hat uns das Wagnis vorgelebt, Opfer auf sich zu nehmen, um Gottes Willen ganz zu tun. Wir Freunde sollten von ihm lernen, uns für das heilige Experiment bereit zu halten, uns ganz in den Dienst des Reiches Gottes zu stellen."

GANDHI UND WIR.

Richard Cary-Vorlesung,

auf der Deutschen JV. 1948 gehalten von Robert Limburg.

(Richard Cary war ein amerikanischer Quäker, dem die geistige Erneuerung des deutschen Volkes besonders am Herzen lag. Er stand in der deutschen Hilfsarbeit und starb 1933 in Berlin. Seine Urne ist auf dem Quäkerfriedhof in Bad Pyrmont beigesetzt. In einer Stiftung bestimmte er, daß alljährlich ein Vortrag zur fortdauernden Vertiefung seines Anliegens gehalten und durch Druck verbreitet werden möchte. Die Jahresversammlung gab diesen Vorträgen den Namen "Richard Cary-Vorlesung".)

Liebe Freunde,

Mohandas Karamchand Gandhi wurde im September 1869 in Porbandar im Staate Bujarat geboren. Seine Eltern waren fromme, rechtschaffene Leute, die zur Sekte der Jains gehörten, für welche die Ahimsa, das heißt, das Nicht-töten, eines der Hauptgebote war und die deshalb auch strenge Vegetarier waren.

Der Vater war, wie auch der Großvater, Finanzminister am Hofe eines der vielen indischen Fürsten. Er war ein strenger, pflichtgetreuer Mann, der, wie wir noch sehen werden, einen starken Einfluß auf seinen Sohn ausgeübt hat. Wenn möglich aber war dies in noch stärkerem Maße der Fall von Seiten seiner Mutter, einer tiefreligiösen Frau, die Gandhi schon als Kind lehrte, das Halten der religiösen Pflichten als die Hauptaufgabe seines Lebens zu betrachten.

Da aber gerade in seinen Jugendjahren verschiedene neue Gewohnheiten aus dem Westen unter der damaligen Jugend sich einzubürgern anfangen, kam der Knabe bald in große Schwierigkeiten. Einer seiner Freunde hatte nämlich diese fremden Gewohnheiten angenommen. Sein Vater hatte ihn vor diesem Knaben gewarnt, Gandhi aber hatte ihm gegenüber behauptet, es wäre nicht recht, diesen Freund zu meiden, vielmehr wäre es seine Pflicht, ihn wieder ins rechte Gleis zurückzuführen.

Also gab der Vater ihm seine Zustimmung. Wie so oft geschah auch hier das Umgekehrte. Der Freund behauptete, es sei gut, Fleisch zu essen, denn man werde kräftiger dadurch und könne dann besser für die Freiheit des Landes kämpfen. Der erste Versuch mißlang: das Ziegenfleisch, das er insgeheim zu sich nahm, schmeckte ihm gar nicht.

Der Freund aber ließ nicht ab und nahm ihn mit nach einem Restaurant, wo er anfing, die herrlichen, aber sehr teuren Fleischgerichte zu lieben, so daß er sie immer wieder essen wollte. Bald aber geriet er dadurch in finanzielle Schwierigkeiten, und das Ende war, daß er seinem Bruder Geld stahl, um seine Schulden bezahlen zu können.

Sein Gewissen ließ ihm seitdem keine Ruhe. Er beschloß, alles seinem Vater zu gestehen, hatte aber nicht den Mut zu einer mündlichen Beichte. Deshalb schrieb er alles auf und überreichte diese Schrift seinem Vater, der damals krank zu Bette lag. Mit niedergeschlagenen Augen wartete er, während der Vater las. Er hatte eine Bestrafung erwartet, aber lange Zeit blieb es ganz stille. Als er es endlich wagte, den Kopf zu heben und den Vater anzusehen, bemerkte er, daß ihm Tränen über das Gesicht liefen. Ohne etwas zu sagen, zerriß der Vater die Beichte seines Sohnes und strafte ihn gar nicht, sprach sogar kein böses Wort.

Diese kleine Jugenderfahrung Gandhis ist deshalb wichtig, weil sie wahrscheinlich einen tiefen Einfluß auf sein weiteres Leben ausgeübt hat. Durch diese milde Vergebung fühlte er sich tiefer ins Herz getroffen, als die strengste Strafe es hätte tun können, und er beschloß, niemals mehr eine Lüge oder Unehrllichkeit zu begehen, was es ihn auch kosten möchte. Bald darauf wurde er auf die Probe gestellt, als in der Schule ein Inspektor ihn bat, ein paar einfache Worte zu buchstabieren. Es gelang ihm nicht, das

Wort „Kessel“ richtig zu schreiben. Der Lehrer gab ihm ein Zeichen, daß er von seinem Nachbar abschreiben sollte, aber Gandhi weigerte sich, obgleich er nachher sehr getadelt wurde, weil er die Schule in Schande gebracht hätte.

Es war seine erste Erfahrung, daß Wahrheit und Ehrlichkeit nicht immer geliebt sind in der Welt, und es sollte auch nicht die letzte sein. Die Verzeihung durch seinen Vater hatte aber einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er sich ruhig tadeln ließ und seinem Vorsatz immer treu blieb. Er hatte ja erfahren, daß die Ahimsa, die liebevolle Verzeihung, viel radikaler wirkte und viel gründlicheren Erfolg zeitigte als die strengste Strafe und Gewalttätigkeit.

Gandhi war erst dreizehn Jahre alt, als er mit einem gleichaltrigen Mädchen verheiratet wurde, das bald darauf schon Mutter wurde. Das Kind aber lebte nur einige Tage. Als sein Vater auf dem Sterbebette lag und Mohan ihn pflegte, zog es ihn immer zu seinem Weibe und er war auch bei ihr und nicht beim Vater, als dieser ziemlich plötzlich starb. Aus den Jugenderinnerungen Gandhis ergibt sich, daß er sich vierzig Jahre später noch immer Vorwürfe über diese Vernachlässigung seines Vaters machte.

Anfänglich studierte Gandhi an einer indischen Universität, aber bald wurde beschlossen, ihn nach England zu schicken, damit er Rechtswissenschaft studiere. Für seine gute Mutter war das ein großes Ding, und sie gab ihre Zustimmung dazu nur, nachdem Gandhi in die Hände eines Priesters ein dreifaches Gelübde abgelegt hatte: das der Keuschheit und der Enthaltbarkeit von Fleisch und Wein. Da er der erste seiner Kaste war, der nach Europa ging, wurde seine Reise von den Führern seiner Kaste verboten. Gandhi wurde sogar ausgestoßen, als er beschloß, doch zu gehen. Nach seiner Rückkehr ist es ihm nur mit sehr viel Mühe gelungen, die Aufhebung dieses Ausschlusses zu erreichen.

Im Anfang fühlte sich Gandhi sehr unglücklich in der Londoner Steinwüste mit ihren dichten und kalten Nebeln. Oft war er auch sehr hungrig, weil er keine Fleischgerichte essen durfte und keine anderen statt deren bekam. Ganz zufällig entdeckte er endlich ein vegetarisches Restaurant; „dort bekam ich“, schreibt er, „die erste ordentliche Mahlzeit seit meiner Abreise aus Indien“.

In diesem Restaurant lernte er auch Freunde kennen, und allmählich fing er an, sich mehr zu Hause zu fühlen in der großen Stadt, und lernte die Kultur des Westens kennen. Er verkehrte viel mit den Vegetariern und auch mit den Theosophen, und durch sie lernte er auch die Schriften Tolstois und Ruskins kennen. Besonders Tolstois „Das Königreich Gottes“ und Ruskins „Unto this Last“ sind von großer Bedeutung geworden für sein weiteres Leben.

Als später in Süd-Afrika Pfarrer Doke Gandhi fragte, woher er seine Satyagraha-Lehre bekommen hätte, antwortete dieser: „Ich erinnere mich, wie eine Zeile aus einem Gujarati-Gedicht, das ich in der Schule gelernt hatte, mir beigeblieben ist. Es hieß darin etwa: Wenn jemand dir einen Trunk Wassers gibt und du gibst ihm einen zurück, ist das nichts. Wirkliche Schönheit ist, Uebles mit Gutem zu beantworten. — Schon als Kind hätte dieses Gedicht

mich tief beeinflußt, und ich versuchte, auch danach zu leben. Dann kam die Bergpredigt“.

„Die Bhagawat Gita kam doch wohl zuerst?“ fragte Pfarrer Doke.

„Nein“, antwortete Gandhi, „natürlich kannte ich die Bhagawat Gita ziemlich gut im Sanskrit, aber ich hatte ihre Lehre in dieser Hinsicht nicht speziell studiert. Es war das Neue Testament, das meine Augen öffnete für die Richtigkeit und den Wert des passiven Widerstandes. Die Bhagawat Gita vertiefte diesen Eindruck, und Tolstois „Das Königreich Gottes“ gab ihr die endgültige Form“.

Es wäre aber falsch, wenn wir uns Gandhi in seiner Londoner Zeit schon vorstellen als den heiligen Einsiedler von Ahmedabad, der, nur mit seinem Chaddartuch bekleidet, durch das Land zog, um dem Volke die Ahimsa zu predigen. Damals war er noch ein Sucher und wurde so sehr von seiner neuen Umgebung beeinflußt, daß er sich nach der neuesten Mode kleidete und sogar tanzen lernte, um sich nur in der Gesellschaft bewegen zu können und nicht aufzufallen.

Als er in sein Vaterland zurückkehrte, war seine Mutter kurz zuvor gestorben. Er etablierte sich als Rechtsanwalt in Bombay, und gerade wie die ersten Freunde wurde er bald durch seine Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit so gut bekannt, daß er gute Geschäfte machte.

Im Jahre 1895 wurde er von einem großen Geschäftes gebeten, nach Süd-Afrika zu reisen, um dort einen wichtigen Prozeß zu führen. Seine Absicht war, nur ein Jahr dort zu bleiben, und als Gandhi zusagte, vermutete er gar nicht, daß er zwanzig Jahre in schwersten Kämpfen in Afrika verbringen würde.

Obschon er in Indien den Hochmut des englischen Herrschervolkes kennen gelernt hatte, war die Behandlung der Eingeborenen doch nicht zu vergleichen mit dem, was die Inder in Süd-Afrika erdulden mußten. Einerseits war die weiße Bevölkerung dort nur eine Minderheit, die sich durch die Farbigen bedroht fühlte, und anderseits wurde die Feindlichkeit der Weißen den Indern gegenüber noch genährt durch die Eifersucht, weil letztere viel arbeitssamer und anspruchsloser waren als die Weißen. „Der ungeduldige, verschwenderische, materialistische Weiße konnte es nicht aufnehmen mit einer Rasse, die geduldig und mäßig war und erzogen im Glauben an eine höhere Welt“.

Schon unmittelbar nach seiner Ankunft erfuhr er, wie die Inder von den Weißen wie Parias behandelt wurden, und kaum konnte er ein Hotel finden, das ihn aufnehmen wollte. Als er fertig war mit seinem Prozeß, beschloß er, vorläufig in Afrika zu bleiben, um seinen Landsleuten beizustehen. Wegen seiner absoluten Wahrhaftigkeit wurde er immer wieder von neuem um Hilfe gebeten und mußte deshalb seine Rückkehr jedesmal wieder verzögern.

Einmal war er schon in Durban, als er am letzten Abend hörte, daß die Regierung beabsichtige, den Indern das Wahlrecht im Nataler Parlament zu nehmen. Gegen seinen ersten Willen erklärte er sich bereit, noch einen Monat zu bleiben, um eine Protestaktion zu

organisieren. Aus diesem Monat wurde ein ganzes Jahr, und es gelang ihm endlich, eine große Bewegung unter den Indern zu organisieren, vorläufig nur unter den Kaufleuten, weil die Kuli-Arbeiter noch nicht aus ihrer tatsächlichen Sklaverei erwacht waren. Allmählich aber fingen auch diese an, sich an Gandhi um Hilfe zu wenden, und er versuchte, ihre Unwissenheit aufzuheben durch Bildungsarbeit.

Als er von einer Reise nach Indien nach Johannesburg zurückkehrte, brach die Pest aus in einem Inderviertel in Johannesburg. Gandhi pflegte die Kranken mit einigen Freunden und protestierte in den Zeitungen gegen das schlaife Auftreten der Behörden. Dieser Protestbrief verschaffte ihm drei wichtige Freunde, die ihm im weiteren Kampf in Afrika treu geholfen haben: den Baptistenpfarrer Doke, Henri Polak und Albert West. Auch in einem Krieg gegen die Zulus stellten die Inder eine Ambulanz zur Verfügung. Während dieses „Krieges“ entdeckte Gandhi, daß es kein wirklicher Krieg war: die Zulus, die er zur Pflege bekam, waren nicht im Kampfe verwundet, sondern schrecklich mißhandelt.

Der ganze Kampf der Inder gegen die südafrikanische Regierung wurde auf der Grundlage der Ahimsa geführt, wozu Gandhi seine Landsleute zuerst noch erziehen mußte. Zu diesem Zweck gründete er zwei Siedlungen: zuerst Phoenix in Natal, und später Tolstoi-Farm in der Nähe von Johannesburg, wo die Vorkämpfer der Ahimsa und Satyagraha zusammen lebten und neue Mitkämpfer erzogen. In diesem afrikanischen Kampf hat Gandhi die Methoden ausgearbeitet und auch probiert, die er später auch in Indien angewandt hat. Auch dort war der Mittelpunkt und das Hauptquartier eine Siedlung oder Ashram. Wahrheitsliebe, einfaches Leben, Vegetarismus und geschlechtliche Enthaltung gehörten zu den Hauptforderungen, die an die Bewohner gestellt wurden. Am wichtigsten aber war die Ahimsa-Lehre, die auch schon den Kampf in Afrika beherrscht hatte, und wir tun gut zu vernehmen, was Gandhi selber darüber zu sagen hat.

„Buchstäblich meint Ahimsa ‚nicht töten‘. Für mich aber hat dieses Wort eine ganze Welt von Bedeutung, und es führt mich in unendlich höhere Regionen. In Wirklichkeit bedeutet es, daß es nicht erlaubt ist, jemand Leid zu tun; man darf keine lieblosen Gedanken hegen, auch nicht gegen die, die sich für unsere Feinde halten. Die Anhänger dieser Lehre kennen überhaupt keine Feindschaft, aber es gibt vielleicht Leute, die sich als ihre Feinde betrachten. Auch diesen Leuten gegenüber dürfen wir also keine üblen Gedanken hegen. Wenn wir zurückschlagen, nachdem wir geschlagen wurden, sind wir der Lehre der Ahimsa untreu. Aber ich gehe noch weiter. Wenn wir das Auftreten eines Freundes oder eines sogenannten Feindes übelnehmen, verletzen wir auch diese Lehre. Ich will damit nicht sagen, daß wir die Sache auf sich beruhen lassen; unter „übelnehmen“ verstehe ich hier den Wunsch, daß dem Feinde irgendein Leid geschehe oder daß er aus dem Wege geräumt werde, vielleicht nicht durch uns selber, sondern durch andere Leute oder vielleicht durch göttliches Eingreifen. Auch wenn wir nur diesen Gedanken hegen, verletzen wir schon die Ahimsa-Lehre.“

„Der Mensch, der an die Wirksamkeit dieser Lehre glaubt, bemerkt im letzten Stadium, wenn er im Begriff ist, das Ziel zu erreichen, daß die ganze Welt zu seinen Füßen liegt. Wenn man seine Liebe — Ahimsa — so stark zum Ausdruck bringt, daß man sie unwiderstehlich seinem sogenannten Feinde einprägt, muß er diese Liebe beantworten. Unter dieser Herrschaft gibt es keinen Raum mehr für einen organisierten Mord oder für öffentlichen Totschlag oder für irgendwelche Gewalt im Dienste des Vaterlandes und selbst nicht für das Hüten der Ehre unserer Geliebten, die unserer Hut unterstehen. Letzten Endes würde das auch nur eine jämmerliche Verteidigung ihrer Ehre sein. Die Ahimsa lehrt uns, daß wir die Ehre derjenigen, die uns anvertraut sind, verteidigen können dadurch, daß wir unser eigenes Leben demjenigen zur Verfügung stellen, der die üble Tat begehen will. Und das fordert viel größeren Mut als das Zubringen von Schlägen. Wenn man nicht zurückschlägt, aber sich zwischen den Angreifer und die Gefährdeten stellt und einfach die Schläge auffängt, ohne zurückzuschlagen — was geschieht dann? Ich verspreche dir, daß alle Gewalt des Angreifers an dir verübt wird, und daß deine Freunde unverletzt bleiben. Unter dieser Lebensauffassung gibt es keinen Raum für einen Patriotismus, der Kriege rechtfertigt, wie man sie jetzt in Europa führt“.

Zwanzig Jahre lang hat Gandhi den Kampf nach diesen Grundsätzen geführt. Er war überzeugt, daß Haß und Grausamkeit sowie Lüge und Betrug sich immer letzten Endes gegen denjenigen richten, der sie übt, und daß die einzige Methode, die zum Ziel führt, der gewaltlose Widerstand gegen Unrecht ist, und die Bereitschaft, für seine Überzeugung zu leiden. Derjenige, der die Furcht vor Armut, Hunger, Gefängnis, Mißhandlung und sogar vor dem Tod überwunden hat, ist unverletzbar, und derjenige, der beherrscht wird von dem Willen zu Ahimsa, das heißt zur absoluten Gewaltlosigkeit, wird auf die Dauer seine erbittertsten Feinde entwaffnen und zu seinen Freunden machen.

Daß dies keine Großsprecherei war, hat Gandhi eben in diesem südafrikanischen Kampf bewiesen. Seinen großen und erbitterten Gegner Smuts hat er tatsächlich nicht nur besiegt, sondern auch wirklich zum Freunde gemacht. Es war ausgerechnet Smuts, der ihm nach seinem Tode den Ehrennamen „Fürst der Menschheit“ gegeben hat.

Gandhi hat diese Grundsätze angewandt, seit er nach Südafrika kam. Unmittelbar nach seiner Ankunft wurde er fast gesteinigt, und nur mit großer Mühe konnte er durch abgelegene Straßen das Haus seines Freundes erreichen. Später wurde er fast ermordet durch einen fanatischen Pathane, der ihn des Verrats beschuldigte, als er einen Kompromiß mit Smuts geschlossen hatte. Schwer verwundet wurde er in das Haus des Pfarrers Doke getragen, wo er liebevoll gepflegt wurde. Mehrmals wurde er zu kürzeren oder längeren Gefängnisstrafen verurteilt und mußte schwere Arbeit verrichten, oft unter sehr schlechten Verhältnissen. Nichts aber konnte seinen Frohsinn zerstören, und niemals verließ er einen Ort, ohne neue Freunde gewonnen zu haben, die sein Fortgehen bedauerten.

Eines Tages wurde ihm beim Verlassen einer Versammlung an der Tür von einem finsternen Pathanen aufgewartet. Gandhi lief unmittelbar auf ihn zu und fragte, was er wolle. In freundlichem Gespräch liefen die beiden nebeneinander die Straße entlang. Am Ende dieser Straße überreichte der Pathane Gandhi etwas, was er bis jetzt unter seinem Kleid verborgen hatte. Es ergab sich, daß es ein Dolchmesser war, mit dem er Gandhi hatte ermorden wollen.

Als General Smuts sein Versprechen nicht hielt, das er beim Abschließen des Kompromisses gegeben hatte, schien der Kampf ganz verloren. Aber das Selbstbewußtsein der Unterdrückten war erwacht und ließ sich nicht mehr unterdrücken. Die Maßnahmen der Regierung taten das Uebrige. Neue Emigrationsbestimmungen bedrohten die Existenz der Inder, und besonders die Einführung eines Personenausweises mit einem Fingerabdruck als Symbol der Sklaverei rief den stärksten Widerstand ins Leben. „Die Regierung betrachtet uns als Verbrecher“, klang es erbittert, und die Anwendung dieser Maßnahme auch auf die Frauen und Kinder wurde als eine unduldbare Beleidigung empfunden. „Den ersten, der versucht, einen Fingerabdruck von meiner Frau zu nehmen, schieße ich nieder wie einen Hund!“ drohte ein führender Mohamedaner. In einer großen Versammlung in Johannesburg wurde ein kräftiger Protest beschlossen. Eine Deputation nach London richtete nichts aus, und die Agitation wurde weitergeführt. Die Stoßtruppe wurde geformt durch die Satyagraha-Freiwilligen. Satyagraha, buchstäblich: das Zufluchtnehmen zur Kraft der Wahrheit, war der positive Gegenpol der Ahimsa oder das Nichttöten. Unmittelbar antwortete die Regierung mit Verfolgungen, und Gandhi und viele seiner Freunde wurden monatelang ins Gefängnis geworfen, bis Smuts erklärte, zwar das „schwarze Gesetz“ handhaben zu wollen, aber den Fingerabdruck nicht fordern zu wollen. Gandhi akzeptierte den Kompromiß, aber der Friede dauerte nicht lange, weil kurz nacheinander alle Heiraten der Inder für ungesetzlich erklärt wurden und eine Kopfsteuer von drei Pfund gefordert wurde von allen indischen Männern, Frauen und älteren Kindern.

Aufs neue entbrannte der Kampf, an dem jetzt auch die Weiber immer bewußter Anteil nahmen. Diesmal war Tolstoi-Farm der Brennpunkt des Kampfes. Von hier aus begann auch der Marsch über die (verbotene) nataler Grenze. Als die Männer alle verhaftet waren (man muß unwillkürlich an die ersten Freunde denken!), beschlossen die Frauen, den Kampf weiter zu führen, und zogen nach Newcastle, um die indischen Bergarbeiter in Bewegung zu bringen. Und das Unerwartete geschah: das Gefühl ihrer Menschenwürde erwachte, und die jahrzehntelange Ergebung der Arbeiter in ihr böses Schicksal machte lodernder Entrüstung Platz. Wie ein Präriefeuer griff der Streik um sich. „Lieber sterben als noch länger Sklaven bleiben!“ war ihr meist unausgesprochener und nur halb bewußter Gedanke. Auch andere Betriebe schlossen sich an, und bald streikten mehr als vierzigtausend Arbeiter.

Ganz Süd-Afrika war erstaunt. Daß weiße Arbeiter bisweilen streikten, wußte man schon, aber daß diese verachteten Kulis wie ein Mann die Arbeit niederlegten, war etwas noch nie Dagewesenes. Das Auftreten der Arbeitgeber erhöhte noch die Verbitterung, und obwohl die streikenden Arbeiter die Parole Gandhis treu befolgten,

sah dieser doch ein, daß es auf die Dauer zu Gewalttaten kommen würde, wenn die Besitzer ihren Machtmißbrauch fortsetzten.

Da beschloß Gandhi eine sehr merkwürdige und außerordentliche Maßnahme: er wollte versuchen, den Arbeitern Sicherheit zu besorgen im Gefängnis. Dazu organisierte er einen Marsch nach Transvaal. „Es war gar nicht leicht, Aufsicht zu halten über eine Menge von fünf- bis sechstausend Leute“, schrieb Gandhi später. „Ich war nicht imstande, ihnen während des Zuges mehr zu geben als anderthalb Pfund Brot und etwas Zucker“.

Das ruhige und würdige Benehmen der Gesetzesübertreter aber erweckte die Sympathie der Bevölkerung, die mit Lebensmitteln und auch in anderer Weise half. Jeder, der mit ihnen in Berührung kam, fühlte, daß kein Haß oder Groll in ihnen war und daß sie ihrem Ziel durch freiwilliges Leiden nachstrebten. Die Lauterkeit ihrer Motive erweckte ein Gefühl der Bruderliebe, und dadurch wurde dieser Streik für viele zu einem großen Erlebnis.

Bald wurde Gandhi verhaftet und in Bloemfontein eingesperrt. Die Regierung versuchte, den Streik durch die Verhaftung der Führer zu vernichten, und mißhandelte auch viele Arbeiter. Weil aber die indische Regierung anfang zu protestieren und auch die Lage in Afrika sich verschlimmerte durch einen Streik der weißen Bahnarbeiter; war Smuts gezwungen, mit den Arbeitern zu verhandeln. Als es endlich zu einem Kompromiß kam, wobei die wesentliche Forderung der Inder — die Abschaffung des verpflichteten Fingerabdruckes — bewilligt wurde; wollten viele Inder Smuts nicht wieder ihr Vertrauen schenken, weil er sie schon mehrmals betrogen hatte. Gandhi aber antwortete: „Ein Satyagraha kennt keine Furcht, und deshalb fürchtet er sich auch nicht, seinem Gegner zu vertrauen. Wenn dieser ihn zwanzigmal betrogen hat, vertraut er ihm zum einundzwanzigsten Male. Das unerschütterliche Vertrauen in die menschliche Natur ist ja die Grundlage seines Glaubens“.

Diesmal wurde sein Vertrauen gerechtfertigt; die Satyagraha-Methode hatte gesiegt. Das Merkwürdigste dieser ganzen merkwürdigen Geschichte aber war, was Gandhi nachher über diesen Kampf geschrieben hat. „Schon lange“, erklärte er, „hatte ich die Geschichte dieses Kampfes schreiben wollen, es war der erste Versuch, die Satyagraha im großen auf die Politik anzuwenden, und es ist nötig, daß das Publikum weiß, wie diese Methode sich entwickelt hat.“

Das Schönste dabei ist, daß sie zu dem Menschen kommt und es sie nicht aufzusuchen braucht. Ein Kampf um die Gerechtigkeit, worin keine Geheimnisse zu bewahren sind, der keinen Raum läßt für List oder Unwahrheit, kommt ungebeten, und der religiöse Mensch ist immer bereit dazu. Ein Kampf, der im voraus geplant werden muß, ist kein Kampf für die Gerechtigkeit. In diesem Kampf ist es Gott selber, der die Kampagne vorbereitet, und er hat die Führung in den einzelnen Gefechten. Ein solcher Kampf kann nur gewagt werden im Namen Gottes. Nur wenn der Kämpfer sich ganz hilflos fühlt, nur wenn er sich überaus schwach fühlt und nichts mehr als Finsternis um sich sieht — nur dann hilft Gott: Gott hilft nur, wenn der Mensch sich niedriger fühlt als der Staub unter seinen Füßen. Nur den Schwachen und Hilflosen ist die Hilfe Gottes gewährleistet“.

Mit Recht bemerkt Gandhis Freund C. F. Andrews dazu, daß der Satyagraha-Kampf vom Anfang bis zum Ende ein religiöser Kampf ist und für seinen Erfolg absolut von Gott abhängig ist. Auch sei es nicht denkbar, daß er in anderer Weise zum Erfolg führen kann. Unter dieser Bedingung aber wird dieses „Experiment mit der Wahrheit“ Erfolg haben überall, wo es in einfachem Ernst versucht wird. Denn Gott ist Güte und Wahrheit.

Auf der Rückreise nach Indien hörten Gandhi und seine Freunde in Madeira, daß der Krieg drohte zwischen Frankreich und Rußland einerseits und Deutschland und Oesterreich anderseits. Und als sie in London ankamen, war der Krieg eine Tatsache. Auch England hatte Deutschland schon den Krieg erklärt! Das brachte ganz neue Probleme und Spannungen mit sich. Die meisten Inder in London wollten die Verlegenheit des britischen Reiches benutzen für die Unabhängigkeit Indiens. England hatte die Inder zu Sklaven gemacht, und ein Sklave war verpflichtet, die Not seines Herrn zu seinem Vorteil zu benutzen. Gandhi war absolut dagegen. Er glaubte noch an England und meinte, man sollte es unterstützen in seinem Kampf. Er veröffentlichte sogar einen Aufruf an sein Volk, als Freiwillige im englischen Heer mitzukämpfen.

Man ist ganz erstaunt zu bemerken, daß der große Vorkämpfer der Ahimsa und Satyagraha es für selbstverständlich hielt, freiwillig und bewußt mit den Waffen in einem Krieg mitzukämpfen und die Seinigen sogar dazu auffordert. Viele seiner Freunde waren nicht damit einverstanden, und mancher Anhänger der Ahimsa und Satyagraha hat sich vergeblich bemüht, dieses Auftreten Gandhis zu erklären oder auch zu verstehen.

Wie war es möglich, daß der Mann, der kurz vorher einen gewaltigen Kampf siegreich geführt hatte und später erklären würde, daß jeder Kampf, der im Voraus geplant werden mußte, kein Kampf für die Gerechtigkeit sein könnte, jetzt selber zur Mitkämpferschaft in solch einem Kampf aufforderte?

Ich glaube, es ist nur möglich, das Auftreten Gandhis zu erklären, wenn man sich Rechenschaft gibt von einem fundamentalen Widerspruch im Leben Gandhis. Sein ganzer Kampf um die Ahimsa und die Satyagraha war eigentlich ein grandioser Versuch, nach den Gesetzen des Gottesreiches mit seiner Liebe und Gerechtigkeit zu leben und es mit den Kräften dieses Reiches in der Welt wirklich zu wagen im absoluten und unbeirrbareren Vertrauen auf Gott.

Und es war ein ganz bewußter Versuch. Wir haben schon gesehen, wie Gandhi selber erklärt hat, daß er durch das Evangelium und besonders durch die Bergpredigt zu seinem lebendigen Glauben an die Ahimsa und die Satyagraha gekommen ist. Dabei steht das Gottesreich ganz im Mittelpunkt seines Denkens. „Es gibt ein Ding“, erklärt er, „das sich mit Kraft an mich drängte, wenn ich anfang, die Bibel zu studieren. Es griff mich plötzlich an, wenn ich ein bestimmtes Wort las, nämlich den Text: „Suche zuerst das Königreich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alles übrige wird dir zugeworfen werden“. Ich sage dir, wenn du den Geist dieses Wortes verstehst und bereit bist, dich ihm zu unterwerfen und wirklich danach zu leben, brauchst du dich nicht länger zu fragen, welchen Platz Jesu in deinem Herzen einnimmt, er wird diesen

ohne irgendwelche Einladung deinerseits schon sowieso einnehmen“.

Gandhis ganzes Leben stand im Dienste dieser Realisierung (in der Kraft Gottes) dieses Gottesreiches. Aber seine Tragik war, daß er zu gleicher Zeit dabei auch noch weltlicher Politiker war und weltlichen Zielen nachstrebte, nämlich der Unabhängigkeit seines Volkes.

Er war sich bewußt und mußte es noch mehrmals in bitterer Weise erfahren, daß die Satyagraha nicht unmittelbar zu verwirklichen war: das Volk mußte erst dazu erzogen werden. Dazu brauchte man Geduld und unerschütterlichen Glauben. Und die, die wirklich glauben, haben niemals Eile. Aber die politischen Ziele, die er zu verwirklichen versuchte: die Freiheit und Unabhängigkeit seines Volkes, hatten große Eile. Und es ist mehrmals passiert, daß Gandhi den großen Satyagraha-Kampf für die Freiheit Indiens schon entfacht hatte und ihn nachher wieder einstellen mußte (zum Entsetzen seiner Mitkämpfer), weil er bemerkte, daß das Volk noch nicht reif dafür war.

Der Versuchung, weltpolitischen Zielen mit weltlichen Gewaltmitteln nachzustreben, ist Gandhi offenbar unterlegen. Und wer soll es ihm übelnehmen, der selber aus eigener Erfahrung weiß, was es bedeutet, fremde Herrscher im eigenen Lande zu haben?

Es war kein bewußter Kompromiß — das wäre unmöglich gewesen für Gandhi. Offenbar hat er aber — ganz wie die meisten von uns — noch nicht die absolute Unvereinbarkeit eingesehen der Methoden des Gottesreiches und derjenigen der weltlichen, auf Gewalt gegründeten Politik. Dieselbe innere (auch bei uns noch vielfach unbewußte) Zerrissenheit findet sich auch in unsere Quäkergemeinschaft wieder: auch wir proklamieren unser Friedenszeugnis, auch wir sind uns mit Fox bewußt, daß wir leben sollten aus dem Geiste, der jeden Krieg unmöglich macht, und doch nehmen wir Anteil am weltlich-politischen Leben, das ganz auf Gewalt gegründet ist, und tragen durch unsere Mitgliedschaft in politischen Parteien die Verantwortung mit für die durch sie unterstützten militärischen Maßnahmen, statt wie Gandhi es in Afrika getan hatte, die Methoden des Gottesreiches ganz zu den unsrigen zu machen und den Glaubensmut aufzubringen, es nur damit zu wagen.

Es ist unmöglich — und auch nicht nötig, hier den ganzen Kampf Gandhis in Indien ausführlich zu behandeln. Also nur ein paar kurze Notizen: Als Gandhi nach Indien zurückkam, nahm er sich zuerst die Zeit, um das Land kreuz und quer zu durchwandern, damit er die heutige Lage des Volkes wieder kennen lernte. Dann gründete er eine Ashram in der Nähe von Ahmedabad, wo schon bald ein Konflikt entbrannte, als er eine Pariafamilie zu sich nahm. Viele Gönner weigerten sich, weiter Geld zu stiften, und einen Augenblick schien es, als ob die ganze Ashram zu Grunde gehen würde. (Aehnliches ist in Amerika passiert, als Quäkerschulen Negerkinder aufnahmen). Schon hatte man geplant, ins Pariaviertel hinüberzusiedeln, um dort weiter von Handarbeit zu leben, als plötzlich ein großes Auto vor der Ashram anhielt und ein ganz unbekannter Mann eine Summe Geld anbot für die weitere Arbeit. (Als ich in Amerika war, hatte ich einmal ein langes Gespräch mit

einem Freunde, der Mitglied des Vorstandes einer Quäkerschule war, wo die Negerkinder nicht zugelassen wurden. Er erklärte, er wäre gerne auch bereit, Negerkinder aufzunehmen, er hätte aber nur das Recht dazu, wenn er gleichzeitig einen Scheck von zehntausend Dollar auf den Tisch legen könnte, um das Gehalt der Lehrer und Lehrerinnen zu garantieren. Wenn er es gewagt hätte, es ohne diesen Scheck zu tun, wäre wahrscheinlich auch dort ein Fremder mit einem Auto gekommen, um eine Summe Geld zu bringen!)

Ein Kampf für die Abschaffung der Kontraktarbeit, welche der Sklaverei sehr nahe kam, führte zu einem Versuch, eine große, das ganze Land umfassende Bewegung zu organisieren. Auf einem der dazu gehörenden Kongresse wurde Gandhi angesprochen von einem einfachen Bauer aus Tschamparan, der ihn bat, nach seinem Lande zu kommen, um sich die elende Lage der Bauern anzusehen. Die Lage dort war wirklich schlimm, und Gandhi beschloß, sich ihrer Besserung zu widmen. Bald sah er ein, daß es sich nicht nur um einen Kampf gegen den Grundherrn handelte, sondern daß die Unwissenheit der Bevölkerung die Hauptursache allen Übels war. Es kam also hauptsächlich auf ihre Erziehung an. Schulen wurden eingerichtet und allerhand hygienische Maßnahmen getroffen. Als die Bevölkerung ihren Nutzen nicht einsah und deshalb nicht zur Mitarbeit bereit war, gingen die Führer selber an die Arbeit. Da schämten sich die Leute, und bald halfen sie auch mit. Auch hier bewährte sich also die Sátyagraha-Methode, und allmählich fing die Bevölkerung an zu verstehen, worum es sich handelte. Dieser Fall ist auch deshalb wichtig, weil er zeigt, wie Gandhi als praktischer Politiker sehr gut eingesehen hat, daß scheinbar zeitraubende Erziehungsmaßnahmen auch in der Politik bisweilen schneller zum Erfolg führen können als agitatorische Propaganda-Aktionen. Auch darin kann er vielen Politikern aus dem Westen zum Vorbild sein.

Mitten in dieser Erziehungsarbeit wurde Gandhi nach dem Chairadistrikt gerufen, wo die Bauern durch eine mißratene Ernte nicht imstande waren, die Steuern zu bezahlen. Eine legitime Bitte um einen Erlaß wurde abgeschlagen, da beschloß man, die Steuern einfach nicht zu bezahlen. Der Kampf endete mit einem Kompromiß, aber auch hier hatte man die Sátyagraha-Methode kennen gelernt und bewies, das dadurch, daß man unrechtmäßig beschlagnahmte Zwiebeln einfach wieder zurückholte und die dafür erteilte Strafe freiwillig auf sich nahm.

Das Ende des Krieges brachte die große Enttäuschung. Statt der versprochenen Autonomie brachten die berüchtigten Rowlattgesetze nur Terror und Rechtsunsicherheit. Dazu kamen noch das Blutbad von Amritsar und die darauf folgenden Maßnahmen. Die Entrüstung war allgemein, und unter gewaltiger Begeisterung beschloß Gandhi bürgerlichen Ungehorsam, der aber bald zu Ausschreitungen führte, so daß Gandhi gezwungen war, den Kampf wieder einzustellen. Immer deutlicher sah er ein, daß das Volk noch erzogen werden mußte, und auch, daß der Kampf gegen England erfolglos bleiben würde, solange man die Mißstände im eigenen Volk nicht kräftig angriff. Deshalb entwarf er ein positives Programm, das neben Swadeshi und dem Boykott englischer Waren

auch die Befreiung der Frau und die Abschaffung der Prostitution, die Abschaffung der Kinderheiraten, die Abschaffung der Unberührbarkeit und die Besserung der wirtschaftlichen Lage der Parias und die Abschaffung der Trink- und Opiumhäuser umfaßte. Auch dies ist wieder ein Beispiel der praktischen Politik Gandhis.

Hier muß auch etwas gesagt werden über einen weiteren wichtigen Grundsatz von Gandhis Kampf: das Prinzip der Swadeshi. Im Grunde war damit gemeint, daß man sich auf das Seinige beschränken sollte und nicht in der Stadt kaufen, was man im eigenen Dorf bekommen konnte, sich nicht aus dem Auslande holen, was das eigene Land produzieren konnte. Aber Swadeshi meinte noch mehr: Man sollte sich auch auf seine eigene Kaste beschränken und keinen Vertreter einer anderen Kaste heiraten. Als Andrews ihn einmal fragte, ob er sich wehren würde gegen eine Heirat zwischen seinem Sohne und einer Tochter Andrews, antwortete Gandhi: „Ja, ich würde niemals meine Zustimmung geben zu einer solchen Heirat, weil es gegen meine religiöse Ueberzeugung ist, in dieser Weise die Grenze zu überschreiten, innerhalb deren wir geboren sind. Ich würde persönlich nie eine Heirat außerhalb der Kaste gutheißen. Unsere religiöse Pflicht scheint mir die Umgebung einzuschließen, in die wir durch unsere Geburt von Gott gestellt sind. Sie fördert von uns, daß wir leben in Harmonie mit diesen Bestimmungen durch unsere Geburt und nicht dagegen rebellieren oder versuchen, ihre Beschränkungen zu überschreiten aus individualistischen oder selbstischen Gründen“.

Auch auf das religiöse Gebiet dehnt sich das Swadeshi-Prinzip aus und fordert dort, daß man die Religion, in der man geboren ist, nicht aufgibt, um einer anderen anzuhängen. Gandhi fühlte sehr stark, daß der Uebergang zu einer anderen Religion auch eine große Entfremdung vom eigenen Volke bedeutete. Vielmehr meinte er, es sei unsere Pflicht, die eigene Religion zu läutern und zu vertiefen, statt sie zu wechseln gegen eine andere. Jesus hat einmal gesagt, daß er nicht beabsichtige, das Gesetz aufzuheben, sondern es zu erfüllen. Und gerade wie das Christentum in dieser Hinsicht die Erfüllung war des Judentums, so ist auch, wenn ich Gandhi recht verstehe, die Wahrheit Gottes für ihn die Erfüllung jeder Religion, so daß man sie nicht zu verlassen braucht; ja, sie nicht aufgeben darf, sondern sie weiter zu führen und zu vertiefen hat, bis sie ein wahres Werkzeug Gottes wird.

„Bekehrung darf keine Denationalisation bedeuten, vielmehr soll Bekehrung bedeuten ein endgültiges Aufgeben alles Bösen im Alten, das Annehmen alles Guten aus dem Neuen und eine skrupellose Vermeidung alles Uebeln im Neuen. Bekehrung soll deshalb bedeuten ein Leben größerer Widmung zum eigenen Lande, größerer Hingabe an Gott und größerer Selbstläuterung“.

Die Chaddar-Bewegung war ebenfalls ein Auswuchs des Swadeshi-Gedankens und wurde hauptsächlich von praktischen Gründen bestimmt. Es war nicht aus Feindschaft gegen die Engländer, daß Gandhi sein Volk aufforderte, die eigenen Kleider selbst zu spinnen und zu weben. Es war die große Not seines Volkes, die ihn trieb. „Das einzige Motiv für die Chaddar-Bewegung ist, daß nur diese eine unmittelbare, praktische und bleibende Lösung bietet für das

Problem aller Probleme Indiens, nämlich die gezwungene Arbeitslosigkeit während beinahe sechs Monate im Jahre für den größten Teil der Bevölkerung, weil sie keine Beschäftigung hat neben dem Bauernbetrieb, und die chronische Armut, welche dadurch verursacht wird. Für eine billige Beurteilung der ökonomischen Bedeutung der Chaddar-Bewegung muß man der fast unglaublichen Armut der indischen Massen Rechnung tragen und auch deren Gründe, weil die Ueberwindung dieser Armut in der Beseitigung ihrer Ursachen zu suchen ist.

Ein weiteres wichtiges Anliegen Gandhis war die Einheit zwischen Hindus und Mohamedanern. Dies war nicht nur eine grundsätzliche Forderung seiner Ahimsa- und Satyagraha-Idee, sondern er sah auch ganz klar ein, daß ohne die Freundschaft und das gegenseitige Verstehen und Dulden zwischen den beiden Hauptreligionen sein Volk machtlos sein würde im Kampf gegen England. Der ganze große Kampf der Nachkriegsjahre war also auch gleichzeitig ein Kampf mit allen Kräften gegen die Feindschaft zwischen Hindus und Mohamedanern. Auch in diesem Kampfe hat Gandhi erfahren müssen, daß das Volk noch nicht reif war für die Verwirklichung seiner Ideale.

Natürlich wurde Gandhi während dieses Kampfes öfters verhaftet und eingesperrt. Einer dieser Prozesse ist berühmt geworden, durch das grundsätzliche Benehmen beider Parteien. Typisch war schon der Anfang: Als der Angeklagte in den Gerichtssaal geführt wurde, erhoben sich Broomfield und die übrigen Richter als Ehrenbezeugung dem „Verbrecher“ gegenüber. Dieser gestand seine Schuld. „Ich wußte, daß ich mit Feuer spielte. Ich habe immer die Gewalttätigkeit vermieden und tue das noch immer. Gewaltlosigkeit ist mein erster und letzter Glaubensartikel. Aber ich hatte nur zu wählen: entweder mich unterwerfen unter eine Politik, von der ich weiß, daß sie meinem Lande unendliches Uebel gebracht hat, oder riskieren, daß mein Volk in wahnsinnige Wut ausbrechen würde, wenn ich es mit der Wahrheit bekannt machte“.

Er legte England Ausbeutung und Treubruch zur Last. England sei daran schuld, daß die Bevölkerung auf dem Lande immer mehr verhungerte. „Kein Sophismus kann die Tausende von Skeletten auf dem Lande wegräsonieren. Ich zweifle nicht, solange ein Gott im Himmel ist, wird die Stadtbevölkerung für dieses Verbrechen an der Menschheit büßen müssen. Wenn man mir Ungefälligkeit England gegenüber zur Last legt — Gefälligkeit läßt sich ja nicht zwingen.“ Er schloß mit der Bitte, daß die höchste Strafe ihm auferlegt würde. Nachdem Broomfield das Urteil ausgesprochen hatte, fügte er hinzu: „Das Gesetz trägt den Personen nicht Rechnung. Es ist aber nicht zu leugnen, daß Sie ein ungewöhnlicher Angeklagter sind, und auch diejenigen, die nicht mit Ihnen einverstanden sind, betrachten Sie als einen Menschen, dessen Leben edel und sogar heilig ist. Niemand wird glücklicher sein als ich, wenn die Verhältnisse es der Regierung ermöglichen würden, Sie eher freizulassen“. Richter und Verurteilte verabschiedeten sich mit einem kräftigen Handdruck.

Als die Arbeiterregierung in England 1924 die Macht eroberte, wurde Gandhi sofort freigelassen. Er zog sich zurück in seine

Ashram, wo er sich erzieherischen und organisatorischen Fragen widmete. Einige Jahre später flammte der Freiheitskampf wieder auf, und da alle Verhandlungen erfolglos blieben, beschloß Gandhi eine neue Kampagne des bürgerlichen Ungehorsams. Im Monat März des Jahres 1930 fand der symbolische Aufmarsch nach dem Meere statt, um die Salzsteuer zu brechen. Unter großer Begeisterung wurde die Ungehorsamkeit allgemein. Viele öffentliche Personen legten ihr Amt nieder; der Boykott englischer Waren wurde allgemein; die Bauern weigerten sich, Steuern zu zahlen, und opfer-ten lieber Wohnung und Aecker. Viele wurden verhaftet und oft auch greulich mißhandelt. Auch durch die Gewalttätigkeiten ließen sich die Satyagrahi nicht zu Ausschreitungen verleiten. Gegen Ende des Jahres waren mehr als siebzigtausend Leute im Gefängnis. Viele starben dort an den Mißhandlungen, aber die Kraft der Bewegung blieb ungebrochen. Endlich sah die Regierung sich gezwungen, die Führer freizulassen. Nach mühsamen Verhandlungen wurde endlich ein Kompromiß erreicht, aber bald fing der Kampf aufs neue an. Schon drohte die ihrer Führer beraubte Bewegung durch die strengen Maßnahmen der Regierung und durch die Grausamkeiten ihrer Vertreter den Kampf zu verlieren, als wiederum die Regierung selber durch eine neue Maßnahme eine plötzlich veränderte Situation bewirkte

Sie schlug nämlich eine Wahlreform vor, und eine der Bestimmungen lautete, daß die Parias als Sondergruppe an den Wahlen teilnehmen sollten. Unmittelbar fühlte Gandhi, was auf dem Spiele stand, und ohne viel nachzudenken, beschloß er, zu Tode zu fasten, wenn diese Bestimmung nicht aufgehoben würde.

Eine gewaltige Spannung entstand im Lande, als diese Nachricht bekannt wurde. Sie übte eine wunderbare Wirkung aus. Was niemals möglich gewesen war oder nur für möglich gehalten wurde, geschah jetzt: das ganze Volk kam in Bewegung. Die Parias wurden in die Tempel zugelassen. Die Führer der verschiedenen Parteien verhandelten, um eine Lösung für das Problem der Unberührbaren zu finden. Aber Gandhi wurde immer schwächer. Endlich wurde Uebereinstimmung erreicht, und die Folgen waren fast unübersehbar.

Es war nicht das erste Mal, daß Gandhi fastete, um Buße zu tun für die Schuld seines Volkes, an der er sich mitschuldig fühlte und wofür er freiwillig Buße tat. Diesmal war es wegen der Sünde der Unberührbarkeit. Vorher hatte er schon gefastet, um Buße zu tun für die Feindschaft zwischen Hindus und Mohamedanern und für andere Fehltritte seines Volkes.

Dieses Verantwortlichkeitsgefühl Gandhis für die Taten seines Volkes, für die er sich mitschuldig fühlte und immer wieder bereit war, Buße zu tun, ist eine der merkwürdigsten Eigenschaften dieses merkwürdigen Mannes. Vielleicht auch die, von der wir am meisten lernen können. Wir Europäer, und wir Weißen im allgemeinen, sind immer geneigt, die Schuld auf andere abzuschieben. Wir haben es nicht gewußt; wir haben es nicht gewollt; wir waren nicht damit einverstanden; aber meistens haben wir es doch mehr oder weniger bewußt gutgeheißen und direkt oder (meistens) indirekt unterstützt. Ob es sich dabei nun um die deutschen Konzentrationslager oder um die englischen im Burenkrieg handelt

oder um das holländische in Digul oder um die Mißhandlungen und den Terror gegen den indischen Satyagraha, um die Behandlung der Juden in der Welt oder der Neger in Amerika und Südafrika, um die Unterdrückung und Ausbeutung der Arbeiter und Kolonialvölker — das alles macht keinen grundsätzlichen Unterschied. Meistens sind wir uns dieser Schuld nicht bewußt — eben, weil wir uns ihrer nicht bewußt sein wollen — das wäre ja zu verletzend für unser Selbstgefühl — oder muß ich sagen: für unseren Hochmut?

Gandhi dagegen fühlte sich immer persönlich schuldig unter solchen Umständen, auch wenn es Sachen galt, denen er sich immer widersetzt hatte. Sein Volk hatte es ja getan, und es war sein Volk, und deshalb trug er mit an dessen Schuld und hatte auch Buße zu tun dafür. Und er wußte (was wir meistens noch lernen müssen), daß nur durch das Aufsichnehmen der Schuld, durch Selbstdemütigung, wirklich innerliche und äußerliche Befreiung und Erneuerung möglich ist. Und seine Praxis hat immer wieder bewiesen, wie recht er gesehen und gefühlt hatte, wie sein freiwilliges Bußetun einen ungeheuren Einfluß zum Guten ausübte auf seine Volksgenossen und neues Leben, neue Möglichkeiten hervorrief.

So hatte auch diesmal sein Fasten, sein Seelenadel und seine Treue bis zum Tode unerwartete Erfolge gezeitigt. Es war also doch nicht umsonst geschehen. So wie eine große, heilige Freude im Menschenherzen eine Spur zieht, die niemals wieder ganz ausgelöscht wird, so schenken auch Ereignisse wie diese dem Volke ein Bewußtsein seiner Einheit, das niemals wieder ganz verloren geht, wie sehr es auch durch die Ereignisse des Tages verdrängt zu werden scheint.

Nach diesen großen Jahren ist Gandhi mehr in den Hintergrund getreten. Die politischen Verhältnisse entwickelten sich dermaßen, daß starke Strömungen aufkamen, die sich mehr der Gewalttätigkeit zuneigten. Doch wurde Gandhi nicht vergessen; sein Geist lebte weiter im Herzen des Volkes. Und er selber arbeitete auch ruhig weiter an der Erziehung desselben Volkes.

Mit dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges fing wiederum eine vielbewegte Epoche an. Diesmal stand man den Engländern viel weniger vertrauensvoll gegenüber als 1914. Wohl sympathisierte man mit den Kämpfern für Freiheit und Demokratie, aber man stellte als rechtmäßige Bedingung für seine Hilfe, daß man im eigenen Bereich auch wirklich Ernst machte mit dieser Freiheit und Demokratie. Aber es war England unmöglich, diese Freiheit in jenem Augenblick zu schenken, da sein eigenes Leben auf dem Spiele stand. So gab es einen erbitterten Kampf. Die meisten indischen Führer einschließlich Gandhi verbrachten einen großen Teil dieser Jahre im Gefängnis. Der ganze Kampf blieb aber erfolglos; auch ein neues Fasten Gandhis richtete nicht viel aus.

Wir wissen, wie erst nach dem Kriege Ernst gemacht wurde mit der Freiheit Indiens; wir wissen aber auch, daß die Lebensarbeit Gandhis, die Versöhnung zwischen Hindus und Mohammedanern, vorläufig gescheitert ist. Es müssen ungeheuer schwere und schmerzvolle Tage für ihn gewesen sein. In unerschütterlichem Glauben

und Vertrauen blieb er aber ruhig am Weiterarbeiten, bis er dem feindlichen Stahl zum Opfer fiel. Es waren nicht die Mohammedaner, die ihn ermordeten, auch nicht die Gewaltpolitiker, die ihn aus dem Wege räumten, weil er ihrer Politik im Wege stand. Es waren seine eigenen Leute, die orthodoxen Hindus, die durch seinen Radikalismus zur Verzweiflung getrieben wurden.

Tiefe Trauer und sogar Verzweiflung hat seine Todesnachricht geweckt, nicht nur in ganz Indien, sondern überall in der Welt. Und doch habe ich mich gefragt, ob Gandhi selber sich einen schöneren Tod hätte wünschen können. Nicht nur, weil er immer bereit war, sein Leben zu geben für seine Sache, und vielleicht oft gewünscht hat, es tun zu dürfen. Aber mehr noch, weil dieser Tod im tiefsten Sinne die Besiegelung und die Vollendung seiner Lebensarbeit war.

Gandhi war schon alt. Und wenn man ihn nicht ermordet hätte, würde er zweifellos innerhalb weniger Jahre einen natürlichen Tod gestorben sein. Fast hätte ich gesagt: geräuschlos. Man würde ihn nie vergessen haben, und sein Einfluß würde weitergearbeitet haben in den Herzen seines Volkes, aber doch nur als ein Einfluß neben vielen anderen, und vielleicht auch bald überstimmt und zurückgedrängt von vielen anderen Einflüssen.

Jetzt aber hat er mit seinem gewalttätigen Tod seine Lebensarbeit wirklich besiegelt. Sie kann jetzt einfach nicht mehr vergessen werden und verloren gehen. Sie steht jetzt gerade durch diesen Tod als ein erhabenes und heiliges Vermächtnis groß und lebendig mitten unter seinem Volk und in der ganzen Welt. Er ist aufs neue in den Mittelpunkt aller Interessen gerückt und hat durch seinen Tod sein Ideal noch einmal seinem Volke und der ganzen Welt ins Herz geprägt, wo es seine Wirkung schon angefangen hatte auszuüben. Wenn man vielleicht während seines Lebens noch hatte fürchten müssen, daß auf die Dauer der konservative Hinduismus den Sieg hätte davontragen können, so kommt es mir vor, daß dies jetzt nach seinem gewalttätigen Tod nicht mehr möglich sein kann, weil dadurch die Mehrheit seines Volkes, auch der mehr konservativen Hindus, wie mit einem Ruck an seine Seite gezogen ist.

Das war also Gandhi.

Und nun wir. —

Was hat Gandhi uns zu sagen, und was kann er für uns bedeuten?

Bevor wir versuchen, diese Frage zu beantworten, ist es nötig, uns Rechenschaft zu geben, was wir mit diesem Wort „wir“ meinen. Das ist nicht so ganz einfach, wie es scheint, und ich möchte das mit einer Erinnerung deutlich machen.

Als ich zum ersten Male London Yearly Meeting besuchte 1930, hatte Gandhi gerade seinen symbolischen Marsch nach dem Meere beendet, und der Kampf und damit auch die Spannung hatten einen Höhepunkt erreicht. Natürlich war man auch in London ganz davon erfüllt.

Während einer Diskussion mit einer älteren Londoner Freundin rief diese plötzlich aus: „Aber wir können sie ja doch nicht freilassen, dann sind wir auch verantwortlich für die Minderheiten!“

Und als ich darauf fragte: „Wen meinst du eigentlich mit „wir“, sah sie mich ganz erstaunt an und sagte endlich: „Well, natürlich wir Engländer!“ Ich fragte weiter, ob sie es so selbstverständlich fände, daß in einer Quäkerversammlung „wir“ = „wir Engländer“ bedeutete und nicht „wir Quäker“.

Später habe ich hier vor dem Quäkerhaus in Bad Pyrmont noch einmal diese Frage gestellt an eine sehr internationale Gruppe von Freunden: „Wen meint ihr, wenn ihr „wir“ sagt? Die Antwort war wiederum ganz dieselbe. Die Engländer sagten: „Natürlich wir Engländer!“, die Amerikaner: „Natürlich wir Amerikaner!“, die Holländer: „Wir Holländer“, und so weiter, die ganze Reihe entlang. Jeder meinte mit „wir“ selbstverständlich sein eigenes Volk, und niemand dachte daran, daß auch noch so etwas bestehen konnte, was George Fox schon genannt hat: „The people of God called Quakers“ — also an die Tatsache, daß wir Quäker und wir Christen im allgemeinen eigentlich ein neues Volk Gottes sein sollten, verschieden und unterschieden von den Völkern der Welt, und daß wir als Volk Gottes eine eigene besondere Aufgabe haben in der Welt.

Wenn wir uns also fragen, was Gandhi uns zu sagen hat, kann das zweierlei bedeuten: „Was bedeutet er für „The People of God called Quakers?“

Ueber die erste Frage will ich hier nicht viel sagen. Nur eines sei betont, weil es gerade für uns in der heutigen Lage wichtig sein kann. Die Lage Europas und der Welt im allgemeinen ist nicht gerade ermutigend, vielmehr fast hoffnungslos und zum Verzweifeln. Oft wird man mutlos und bekommt das Gefühl, daß es vergeblich sei und gar keinen Sinn mehr hätte, gegen das alles anzukämpfen.

Hier ist Gandhi imstande, uns durch sein Beispiel zu ermutigen. Die Lage in seinem Lande war (und ist) womöglich noch hoffnungsloser und noch verzweifelter als die unsrige. Und doch ist Gandhi nicht verzweifelt. Doch hat er weitergearbeitet mit unerschütterlichem Glauben und weiter gekämpft mit nie nachlassendem Mut — weil er glaubte an seinen Gott, und weil er glaubte an den Menschen.

Und er hat Erfolg gehabt, großen Erfolg sogar.

Warum sollten wir denn den Mut verlieren? Warum sollten wir nicht weiter glauben an Gott und an unseren Nachbar, und weiterkämpfen, wie Gandhi es getan hat? Hat er nicht mit Nachdruck bezeugt: „Nur wenn der Kämpfer sich ganz hilflos fühlt, nur wenn er sich überaus schwach fühlt und nichts mehr als Finsternis um sich sieht — nur dann hilft Gott. Gott hilft nur, wenn der Mensch sich niedriger fühlt als der Staub unter seinen Füßen. Nur den Schwachen und Hilfslosen ist die Hilfe Gottes gewährleistet.“

Vielleicht sind wir noch nicht hilflos genug. Vielleicht fühlen wir uns noch nicht schwach genug. Vielleicht ist noch nicht genug Finsternis um uns. Und ganz gewiß fühlen wir uns noch lange nicht niedrig genug; wir fühlen uns ja noch weit erhaben über den Staub unter unseren Füßen. Und deshalb (aber auch nur deshalb) kann die Hilfe Gottes noch nicht kräftig genug wirksam sein unter uns.

Wenn aber unsere Hilflosigkeit und unsere Schwäche wächst, wenn die Finsternis noch dichter wird und unsere Niedrigkeit noch größer und damit unsere absolute Hingabe an Gott — dann werden

auch wir erfahren, was Paulus schon wußte und uns bezeugt hat: „Wenn ich schwach bin, bin ich mächtig; Gottes Kraft wird nur in Schwachheit vollbracht!“

Dann werden wir auch erfahren, daß es wahr ist, was ich einmal in einer englischen Meeting habe sagen hören: One man with Gott is a majority — Ein Mensch mit Gott ist eine Mehrheit!

Gandhi selber war eine solche Mehrheit, obwohl er meistens ganz allein stand — aber mit seinem Gott. Niemals aber würde Gandhi zugegeben haben, daß er ein andersartiger Mensch sei als andere Leute. Und daraus würde er die Folgerung ziehen, daß dasjenige, was ihm von Gott gegeben würde, auch uns zuteil werden kann — also daß auch wir zu einer solchen Mehrheit wachsen können, wenn wir uns nur an die eine Bedingung halten, daß wir uns ganz Gott hingeben.

Das ist die große Botschaft, die Gandhi jedem Menschen bringt, wo in der Welt er sich auch befindet, in welchem Lande und in welchen Verhältnissen er auch lebt und zu welcher Rasse oder Religion er gehört, am meisten vielleicht aber doch den Bewohnern dieses armen zerrissenen und verrenkten Landes! Ein Mensch mit Gott — ein Mensch, der sich ganz und gar seinem Gott widmet — ist eine Mehrheit.

Und zum Schluß wir Freunde, the People of God called Quakers! Uns bedeutet Gandhi, so weit ich sehen kann, eine Aufforderung zu radikalem und absolutem Quäkertum. Er glaubte an das innere Licht. Er glaubte an eine Führung Gottes bis in Einzelheiten im persönlichen Leben sowie im Leben der Völker. Er glaubte an das Gottesreich; es war eine reale Wirklichkeit für ihn (ist es das auch noch für uns?), die einzige große wirkliche Wirklichkeit seines Lebens. Er glaubte auch an die Kräfte des Gottesreiches und kannte sie aus persönlicher Erfahrung, und er hatte ein felsenfestes Vertrauen in sie. Er glaubte unerschütterlich an „das von Gott“ in jedem Menschen und nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis. Und er hatte den Mut, es wirklich damit zu wagen in der Welt. Haben wir diesen Mut auch immer?

Fast möchte ich sagen: Gandhi war für mich das leuchtende Beispiel, die lebendige Verkörperung des bekannten Wortes von George Fox: „Walk cheerfully over the world, answering that of God in every man“.

So finde ich vieles, wenn nicht alles, in Gandhi wieder von demjenigen, was mir immer an den besten Freunden imponiert und mich fesselt, und in meinen besten Augenblicken auch inspiriert hat, vielleicht sogar noch kräftiger und lebendiger, noch feuriger, was ich auch bei jenen ersten Verkündigern der Wahrheit spüre und was uns leider nur allzu oft fehlt.

Es ist nicht einfach zu definieren, was das ist. Für jene ersten Freunde war das Quäkertum ein großes, neues und gewaltiges Erlebnis. Sie erfuhren es als einen neuen Durchbruch des Gottesreiches, eine neue Heimsuchung Gottes. Diese Erfahrung brachte sie in einen schroffen Gegensatz zu der ganzen übrigen Welt, gerade weil sie sich jetzt als die Vertreter der neuen Welt Gottes fühlten. Dadurch wurden sie nicht nur zum Radikalismus gedrängt,

1
sie wurden sogar geradezu die gefährlichen Revolutionäre ihrer Zeit.

Und gerade weil sie den Mut aufbrachten, um in Gehorsamkeit an die innerliche Stimme das zu werden: wirkliche Revolutionäre, war es ihnen möglich, „to speak to the condition of their Time“ und mit ihrer Botschaft, ihrer in unmittelbarer Tat umgesetzten Botschaft, die Erfüllung zu bieten für die tiefsten und innersten Bedürfnisse des nach Gerechtigkeit hungernden und dürstenden Volkes.

Es war dann auch kein Zufall, daß gerade die radikalen und revolutionären Gruppen jener Zeit, wie die Digger und die leveller — man könnte fast sagen: die Bolschewisten jener Tage — sich durch die Predigt der ersten Verkünder der Wahrheit angezogen fühlten, und daß viele derer samt ihren vornehmsten Führern sich den Quäkern anschlossen.

Was aber für diese ersten Freunde ein großes, heiliges Erlebnis war, ist für viele von uns zur ehrwürdigen Tradition geworden. Statt weltstürmende Revolutionäre sind wir jetzt in der ganzen Welt respektierte ruhige und ordentliche Bürger geworden, die sogar für Nobelpreise in Betracht kommen. Haben wir noch wirklich Anteil an dem großen Erlebnis der ersten Freunde? Wie sie werden auch wir betunruhigt und gepeinigt durch das Unrecht, durch die Unterdrückung, durch alles Un- und Widergöttliche in dieser Welt, aber unsere Reaktion ist eine ganz andere geworden. Unsere Hilfsarbeit in allen Teilen der Welt hat schon Anerkennung gefunden beim Nobelpreiskomitee, aber die Gefahr droht, daß die Gesellschaft der Freunde zu sehr zu einer Relief-Society wird, die in den Augen der Welt eine ähnliche Rolle spielt wie das Rote Kreuz und andere ähnliche Organisationen.

Lebt aber in uns noch die alte revolutionäre Stoßkraft, die in Fox und seinen ersten Freunden war und es ihnen ermöglichte, gegen eine ganze Welt Front zu machen — und die Gandhi in-stand setzte, es ganz allein gegen den südafrikanischen Rassenhochmut und später gegen das ganze englische Weltreich aufzunehmen?

Leben wir wirklich noch aus jenem Geiste, der jeden Krieg unmöglich macht? Wenn das tatsächlich der Fall wäre, würde die Welt uns weniger dulden und schärfer verfolgen, wie sie es einst mit Fox und seinen ersten Verkündern der Wahrheit getan hat — und letzthin auch mit Gandhi und seinen Satyagraha-Kämpfern (und auch vielen Quäker-Dienstverweigerern).

Aber ich bin fest überzeugt, auch auf Grund meiner eigenen Erfahrung, daß wir, wenn wir nur unsere Bürgerlichkeit überwinden und die revolutionäre Lebenshaltung der ersten Freunde wiedergewinnen können, aufs neue, ganz wie die ersten Quäker, große Gruppen aus dem Volke, das in seinem tiefsten Herzen wirklich hungert nach Gerechtigkeit, wieder mit unserer Botschaft erreichen und beseelen können.

Dazu ist aber nötig: einerseits, daß wir imstande sind, to speak to the condition of this time, was nur möglich ist, wenn wir mitten im Leben und im Kampf drin stehen, und andererseits, daß die Leute das Gefühl bekommen, daß wir neben ihnen stehen und wirklich zu ihnen gehören, statt zu einer von ihnen verschiedenen

Gruppe — nicht nur zu einer anderen gesellschaftlichen Schicht, sondern auch zu einer abgeordneten und von ihnen getrennten geistigen Gruppe. In letzterer Hinsicht habe ich mir sogar oft die Frage gestellt, ob nicht unsere geschlossene Gesellschaft der Freunde eine gewisse Gefahr ist, da sie doch eine Trennung verursacht zwischen uns und den anderen Menschen, die wir erreichen wollten. Vielmehr glaube ich, daß Kagawa den richtigen Weg gefunden hatte, als er sogar Christus nicht mit Worten predigte, sondern seinen Mitmenschen nur diente als barmherziger Samariter. Auch Gandhi hat übrigens immer nur in dieser Weise gearbeitet.

Ich glaube aber, wir müssen jetzt noch einen Schritt weiter gehen, als Gandhi es getan hat. Ich habe schon gesprochen über den inneren Konflikt zwischen seiner eigentlichen tieferen Satyagraha-Ueberzeugung und den Erfordernissen seiner nationalpolitischen Politik, und darauf gewiesen, daß auch wir nicht ganz frei sind von dieser inneren Zerrissenheit, weil auch für uns das Wörtchen „wir“ immer noch eine doppelte Bedeutung behalten hat.

Es ist meine tiefste Ueberzeugung, daß es jetzt die höchste Zeit ist, damit ein Ende zu machen, daß wir aufhören müssen zu denken, uns zu fühlen und zu betrachten als „wir“ Deutsche, Franzosen, Engländer, Amerikaner usw. und daß uns bewußt wird das andere „wir“. Daß wir uns bewußt werden, daß wir Freunde, ja auch wir Christen überhaupt in allen Ländern, Rassen, Kirchen und Parteien in Wirklichkeit ein Volk Gottes sind, Bürger eines Staates, der zwar nicht von dieser Welt ist, aber doch in dieser Welt sein soll und Wirklichkeit werden muß.

Wenn wirklich alle Christen in der Welt zusammenhielten als das eine Volk Gottes in diesem einen Staat Gottes, der wirklich nur durch die Liebe Christi beherrscht und getragen würde, würde das ein welterschütterndes Ereignis sein. Aber auch ein ganz gewaltiges Ereignis, das einen ungeheuren Einfluß ausüben würde in dieser zerstückelten und zerrissenen Welt. Es würde auch die Lösung bieten für die meisten Probleme, unter deren drückenden Last die Welt jetzt zu Grunde zu gehen droht.

Das ist eine große Utopie, wird man vielleicht sagen, und eine absolute Unmöglichkeit. Aber bei Gott ist nichts unmöglich. Die Unmöglichkeit liegt nur bei uns, weil es uns fehlt an Geist Gottes, um ein solches neues, heiliges Experiment zu wagen. Weil wir noch so ganz von unseren eigenen, nationalen und anderen Interessen beherrscht werden, daß wir einfach keine Zeit und keine Kraft mehr übrig haben für ein solches heiliges Experiment.

Vor kurzem haben unsere Freunde aus Kenya uns noch darauf gewiesen, daß Gott fähig ist, das, was er in diesem Lande getan hat durch den Glauben an sein Wort, auch unter den Nationen dieser zerrissenen, geschlagenen Welt zu tun.

Und unsere chinesischen Freunde schreiben uns: „Wir müssen in Gottes Dienst die Gaben gebrauchen, die wir von ihm erhalten haben, und in seinem Namen das Wagnis auf uns nehmen im Bewußtsein, daß echtes Beten eine Bereitschaft in sich schließt, Gottes Willen zu tun, ohne die Opfer zu achten, die es uns auferlegt. Dies sind Zeiten, wo man nicht passiv auf die Erneuerung unserer Gesellschaft und auf unsere eigene Erneuerung warten sollte, sondern

wo man aktiv auf den Ruf antworten muß, sich Gott hinzugeben, voll Freude, „daß der Hausherr selber mit seinen Arbeitern auf dem Felde mitarbeitet, und sie nicht allein werken läßt.“

Ich möchte hinzufügen: dies sind auch Zeiten, wo es nicht genügt, sich allerhand Hilfsarbeiten zu widmen, wie sehr diese auch unentbehrlich sind; Zeiten, wo die persönliche Arbeit von Mensch zu Mensch zwar die Grundlage alles anderen ist, aber komplementiert werden muß durch die Arbeit für die Formgebung des Gottesreiches hier auf Erden.

Wie das geschehen soll, kann ich nicht sagen — ich weiß es einfach nicht, und auch einen Plan für diese Arbeit kann ich nicht bieten! Nur möchte ich erinnern an die ersten Christen, die mitten im Römischen Reich ihren Staat Gottes gründeten und ihre Gemeinschaft der Heiligen erlebten. Und auch an die Sinn Fein-Bewegung in Irland, die zwar auf Gewalt gegründet war, aber in ihren Methoden und in ihrer Arbeitsweise doch viel Gutes hatte. Ich möchte nur nochmals erinnern an die Worte Gandhis: „Ein Kampf, der im voraus geplant werden muß, ist kein Kampf für die Gerechtigkeit. In diesem Kampfe ist es Gott selber, der die Kampagne vorbereitet und die Führung auf sich nimmt. Ein solcher Kampf kann nur gewagt werden im Namen Gottes“.

Aber er soll jetzt gewagt werden im Namen Gottes, obschon wir hilflos sind und uns immer hilfloser fühlen werden. Nein, gerade weil wir uns hilflos fühlen. Denn „nur wenn der Kämpfer sich ganz hilflos und überaus schwach fühlt, n u r d a n n hilft Gott“.

Gott wartet auf uns — auf unsere Bereitschaft zum neuen heiligen Experiment. Auch die Welt, die sich in Todesnot befindet, wartet auf uns in banger Spannung. „Das ängstliche Harren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes“.

Man hat einmal das Gottesreich sehr schön verglichen mit einem Schiff, das in voller See vor einer Hafenstadt wartet, um hineingelassen zu werden. Aber die ganze Stadt war in tiefen Schlaf versunken, und niemand bemerkte die Signale des Schiffes. Lange Zeit wartete das Schiff und fuhr auf und ab, aber als niemand kam, um es hereinzulassen, als offenbar niemand darauf vorbereitet war, um es zu empfangen, kehrte das Schiff um und fuhr wieder fort.

Schon oft hat dieses Schiff des Gottesreiches vor unserer Hafenstadt gekreuzt und auf uns gewartet. Aber wir schliefen und waren nicht bereit, es zu empfangen. Wir ahnten sogar nicht, daß es da war und auf uns wartete. Wir waren zu sehr vertieft in unseren eigenen Angelegenheiten.

Jetzt ist das Schiff wieder da. Es wartet diesmal auf u n s, bis wir bereit sind, es hereinzuholen, bis wir Mut gesammelt haben und Glaubenskraft zum großen heiligen Experiment. Gott ist bereit. Er wartet schon lange auf uns, daß wir bereit sind zur Mitarbeit.

Wehe uns, wenn auch von uns einmal gesagt werden müßte, was von der Stadt Nazareth gesagt wurde: „Er konnte dort nicht viele Zeichen tun um ihres Unglaubens willen“.

Herr, wir glauben, komm unserem Unglauben zu Hilfe!

Nur den Schwachen und Hilflosen ist ja deine Hilfe gewährleistet!